

Begrüßung durch den Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Prof. Dr. Thomas O. Höllmann

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Sie alle sind mit den Gepflogenheiten des Hauses wohlvertraut. Ich erspare Ihnen daher die Ödnis eines Grußworts, das wieder einmal die Bedeutung der Akademie unterstreicht, und lade Sie stattdessen meiner Profession entsprechend zu einer kurzen Exkursion in das antike China ein.

*»Die Gefühle überwältigt vom Vogelgezwitscher
streck' ich mich in meiner Strohütte aus.
Kirschen leuchten feurig-rot,
tief hängen die grazilen Weidenruten.
Die Morgensonne entsteigt dem Schlund der blauen Gipfel,
beschwingte Wolken planschen im grünen See.
Wer hätte je gedacht, dass ich den Staub der Welt abschüttle
und mich zum Südhang des Kalten Berges begeben?«*

Die Natur wird in diesem vermutlich auf das 7. Jahrhundert zurückgehenden Gedicht des Hanshan als Rückzugsmöglichkeit geschildert: als Stätte von Kontemplation und Selbstfindung. Die Verortung ist dabei von nachgeordneter Bedeutung, geht es dem Autor doch primär um die Beschreibung eines von den Zwängen des Lebens abgehobenen Bewusstseinszustands. Allerdings ist der Unterschied nicht groß zu den Wahrnehmungen jener Einsiedler, die sich ihrem sozialen Umfeld – zumindest zeitweilig – entzogen und mehrheitlich dem Daoismus anhängen. Auch ihnen bot die Natur Zuflucht, doch geht die damit verbundene positive Besetzung des Begriffs keineswegs auf eine ungebrochene Tradition zurück.

Noch zur Han-Zeit wird die durch den Menschen geformte Landschaft in den Vordergrund gerückt. Deren Kulminationspunkt war der kaiserliche Jagdpark, in dem mit Hilfe von symbolträchtigen Steinformationen, seltenen Pflanzen und exotischen Tieren ein Mikrokosmos geschaffen wurde, der den weltumspannenden Herrschaftsanspruch des Kaisers verdeutlichte. Aber auch wohlhabende Privatleute legten Gärten an, in denen der Blick durch natürlich anmutende Felsformationen und Gewässer geleitet wurde, verbunden häufig mit der Errichtung von Pavillons, die sich, zumindest im Prinzip, den Vorgaben des Geländes unterzuordnen hatten. Trotz dieser Zurückhaltung wurde durch die umfassende Gestaltung wohl weniger die Bewunderung der Natur veranschaulicht denn das Bezwingen einer primär unwirtlich anmutenden Umwelt, die in der Lyrik ebenfalls immer wieder zum Ausdruck kam. Ich zitiere aus einem zu Beginn des 3. Jahrhunderts von Cao Pi verfassten Gedicht:

*»Um Farne zu sammeln, ging ich in die Berge.
Nun, am Abend, quält mich der Hunger.
Die Täler erfüllt von Wind und Sturm,
klamm die Kleidung von Reif und Tau.*

*Überall die Rufe der Fasanen, das Toben der Affen.
Beim Blick nach der Heimat verlässt mich der Mut.«*

Ganz gleich, ob sie in erster Linie als Ort der Besinnung oder des Schreckens wahrgenommen wurde, war die »ungezähmte Natur« übermächtig. Das zeigt sich auch in der Landschaftsmalerei, in welcher meist Berge und Bäume dominieren und Menschen, wenn überhaupt, eher klein und unscheinbar dargestellt sind. Die »Rufe der Fasanen«, die soeben in dem Gedicht erwähnt wurden, galten im Übrigen als Unglück verheißend; sie begleiteten angeblich das Auftauchen von Omina und kündigten Katastrophen an. Kälteperioden und Hitzewellen, Hagel und Wolkenbruch, Dürre und Überschwemmungen, Erdbeben und Lawinen, Insektenplagen und Hungersnöte bedrohten nämlich nicht nur das Leben der direkt davon betroffenen Menschen, sondern auch die Legitimation von Kaiser und Dynastie; denn darin – so dachte man – zeige sich der Unmut des Himmels, der seine Botschaft mit Hilfe von Naturerscheinungen vermittele. Ich zitiere nochmals, diesmal aus einem amtlichen Schreiben:

»Seit der Thronbesteigung Eurer Majestät verlieren Sonne und Mond ihren Glanz, die Gestirne haben ihre normale Bahn verlassen, die Berge stürzen nieder, die Quellen fließen über, die Erde bebt, und die Felsen fallen herab; es friert im Sommer, und der Donner grollt im Winter; im Frühling welkt alles dahin, und im Herbst beginnt es zu sprießen. [...] Herrscht nun nach der Meinung Eurer Majestät Friede oder Unruhe im Reich?«

Mit diesen Worten hatte sich im Jahre 43 v. Chr. Jing Fang an den Kaiser gewandt, und es wird nicht verwundern, dass man eine derart explizit geäußerte Kritik bei Hofe nicht gerade freudig aufnahm. Das hinderte den hochrangigen Beamten indes nicht daran, seine Meinung auch fürderhin zu äußern. Allerdings nicht lange; denn er wurde deshalb nur wenige Jahre später hingerichtet.

Das kaiserzeitliche China war ein Agrarstaat. Da jedoch ein Großteil des Territoriums für die Landwirtschaft nicht nutzbar war, wurden jene Regionen, in denen reiche Ernten eingebracht werden konnten, umso intensiver genutzt. Meist ohne Rücksicht auf das empfindliche Ökosystem. Vor allem der massive Kahlschlag in den Waldzonen hatte fürchterliche Folgen: nicht nur für die Luft, sondern auch für die Böden, welche zunehmend erodierten, sodass es in vielen Gebieten immer häufiger zu Wüstenbildungen und Überschwemmungen kam. Schon im 2. Jahrhundert v. Chr. soll Liu An, ein Angehöriger des kaiserlichen Hauses, die Konsequenzen angesprochen haben:

»Ganze Wälder wurden niedergebrannt [...], die Metallvorkommen ausgebeutet. [...] In den Bergen sind keine hohen Bäume mehr anzutreffen [...]. Unmengen davon wurden zur Herstellung von Holzkohle verwendet und Unmassen von Pflanzen zur Gewinnung von Pottasche. [...] Am Himmel oben verdunkelte der Rauch das Licht, und unter der Erde wurden die Ressourcen aufgebraucht.«

Offenkundig hat sich seither – trotz großer Anstrengungen, die in regelmäßigen Abständen unternommen wurden – nicht viel geändert. Im Gegenteil: Die Belastung der Umwelt nahm in den letzten Jahrzehnten noch einmal dramatisch zu.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.